Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 47

Artikel: Der Minneritter auf dem Lande [Fortsetzung]

Autor: Lienert, Meinrad

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648723

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der Farbgebung darüber liegt. Eine ganze Reihe seiner kleineren Bilder ist in Enkaustik, der schon im alten Aegypten bekannten Malweise, „durch Hitze Farben auf Holz zu befestigen", geschaffen. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß eine weitere Bilderschau in der Kunsthalle, Proben des Abessiniers Heilu Suag, in umgekehrtem Verfahren vorwiegend europäische Farben für typisch ostafrikanisch-primitive Malerei zeigt. Eine kurze Epoche zurück verwendeten die Abessinier in der Hauptsache noch eigene Farben: Weiß = zerriebener Marmor, Grün und Rot = spezielle Erde, Schwarz = gerösteter Weizen, Gelb = Eier, Blau = wilde Blumen. Die über- und nebeneinander gestaffelten Bildkompositionen aus dem Gebiet von Jagd, Legende und Kaisergeschichte führen den Betrachter in ein noch sehr rückständiges Kunstschaffen, dem außer der Wiedergabe einer erregenden Handlung wiederum die Farbe, und zwar eine möglichst krasse, sinnfällige Farbe wesentlich erscheint.

Fred Hopf trägt mit der hohen Ehre auch die schwere Aufgabe, sich als Ausstellungspartner unmittelbar neben Amiet durchzusetzen. Er tut es geschickt mit Darbieten liebevoll aufgesuchter und ebenso dargestellter Motive. Seine Vorlagen sind weniger eigenwillig gewählt, finden aber schon als solche Billigung schaufreudiger Naturfreunde: idyllische Ausschnitte vom Thunersee, Blumen und Bauerntypen. Auch er trachtet nach Farbbuntheit, die er aber im Stimmungsmäßigen, weniger in charakterisierender Prägung zu einer Einheit zusammenzuzwingen sucht. So legt er gerne übers helle Blau von See und Schnee und übers helle Grün von Wiese und Baum den violetten Schimmer, gerade diese Farbe, die einen Bildgehalt so prächtig verinnerlichen, aber auch verniedlichen kann. Seine Bilder zeugen von der großen Güte, mit der jeder Künstler an sein Werk herangehen sollte; kommt zu ihr noch eine größere Härte und Strenge, wird die Güte im straffen Werk noch eindringlicher wirken.

Max Böhlen scheut sich nicht, diese Härte im Erlernen der Technik an zahlreichen Zeichnungen und Studien, die bis ins Jahr 1925 zurückreichen, wahrnehmen zu lassen. Schwarz-weiß ist seine Kunst, die bestrebt ist, ohne Farbgebung einen Körper aus dem Hintergrund herauszuheben. Die Studienblätter bürgen für sichere Grundlage kommender getönter Fassungen; die Landschaften — Bilder von Korsika und Langeoog — zeigen zweitönige, in Gelb-Grün gehaltene Farbgebung und sind selbst eher als Zeichnung denn als Malerei anzusprechen. Böhlen ist diesmal unter den vier Ausstellern der Zeichner, dem die Farbe nicht als unbedingt notwendiges Mittel zur Gesamtdarstellung erscheint und der durch den Kontrast zu den andern Partnern deren und seine eigene Besonderheit erst richtig ins Licht treten läßt; ein Vervollkommner dieser sehr schönen Ausstellung.

Helmut Schilling.

Der Minneritter auf dem Lande. Erzählung von Meinrad Lienert. 3

(Copyright by Sauerländer & Co., Aarau.)

Der Heubergstöffi wurde wie ein Junger. Er zeigte vor Freude beständig seine zwei vorstehenden Schneidezähne und sagte mit bebender Stimme: „Maitli, Schatz, Beni, überleg's, überleg's! Du sollst es bei mir haben wie eine Maus im Mehl. Ich lasse dir eine nagelneue Himmelbettstatt machen, und in der Niedel sollst du dich baden können. Und eine Hochzeit müßte sein ... Maitli, Beni, nimm mich, nimm mich! Gib mir einen herzhaften Schmatz als Draufgeld!"

Er hatte sich hinter dem Ofen hervorgemacht und wollte sie mit beiden Armen umfangen. Doch sie hielt ihn ruhig von sich ab, lachte wie ein Erzschalk und sagte dann aber, ihn ernsthaft ansehend: „Stöffi, Stöffi, Ihr schießt ja los wie eine Kanonenkugel. So im Galopp möchte ich denn doch nicht geheiratet werden. Und dann, Ihr müßt mir's nicht zürnen, aber 's ist mir, Ihr könnet noch nie recht in den Spiegel geschaut haben; sonst müßtet Ihr gleich selber einsehen, daß ich einen so bartstoppeligen Mund, in dem überdies zwei Schaufelzähne stecken, nicht herzhaft küssen dürfte. Ich müßte ja fürchten, Ihr tätet mich anbeißen."

Sie eilte neben das Uhrgehäuse, nahm ein Spieglein von der Wand und ließ ihn hineinblicken. „Da seht Ihr's!" Nun müßt ihr doch gewiß selber sagen, daß Euer Mund nicht zum Küssen gemacht ist, sondern schon mehr zum Haselnußaufbeißen."

Er lächelte seltsam. „Maitli", machte er, „zum Narren mußt mich nicht halten."

„Das tu ich auch nicht", sagte sie, das Spieglein wieder an die Wand hängend; „Ihr könnt ja machen wie ihr wollt; aber einen Liebsten mit solchen Zahnschaufeln könnte ich nicht herzhaft küssen."

Zornig, etwas vor sich hin brummend, erhob er sich und trampte heimzu. Kaum war er außer dem Hause, brach das Holderbeni in ein tolles Lachen aus.

Aber nach ein paar Tagen erschien der Stöffi unversehens gegen Abend wieder im Holderwirtshaus. Das Beni verwand beizeiten ein Auflachen; er hatte sich sogar sauber rasiert. Den ganzen Abend trieb sie mit ihm ihren Uebermut; doch er schien sich bei ihren Späßen, auch wenn sie nicht immer von Seide und Samt waren, vortrefflich zu verkurzweilen. Als er jedoch zuletzt gar wieder angriffig wurde und versuchte, sie zu küssen, sagte sie, ihn lachend abwehrend: „Beißt mich, ums himmelswillen, nicht in die Nase; sie ist ja kein Tannzapfen, und Ihr seid kein Eichhörnchen, obwohl Ihr's den vordersten zwei Zähnen nach sein könntet."

Das kränkte ihn; er setzte sich an den Tisch, schlückelte verdrossen seinen sauren Wein und zog den Schweinsbeutel heraus. Brummig begann er sein Pfeifchen zu stopfen, wobei er das Holderbeni immer mit suchenden mißtrauischen Augen anschaute. Sie hatte sich ans Spinnrad gemacht. Fleißig trat sie ihr Rädchen, zog mit ernsthafter Miene ihre Fäden und sah den Alten mit keinem Auge an.

Und als nun sein Pfeifchen voll war und ein dicker Rauch von ihm ging, stand er langsam auf und sagte: „Beni, du magst es nun meinen, wie du willst, du sollst sehen, wie ich dich wohl mag. Und nun leb gesund! Und wenn ich wieder komme", machte er mit steigender Stimme, „wenn ich wieder komme, sollst du mir dann aber den Kuß nicht ab sein!"

Schweren Schrittes, in einen wahren Landnebel eingehüllt, machte er sich aus der Wirtsstube.

IV.

Es war ein schöner Sommertag. Da begab sich der Heubergstöffi brummend und summend auf den Weg zum Bader. Es dauerte ziemlich lange, bis er endlich ins Dorf Ennetbirgen gelangte.

Erst mußte er in einem Gasthause vom stundenlangen Marsch etwas ausruhen und eine Stärkung zu sich nehmen. Die Rechnung, die ihm der Wirt für das einfache Mittagessen machte, ärgerte ihn gar sehr, und mit großem Mißvergnügen ging er darnach zum Dorfbarbier. Der schor nicht nur die Bubenköpfe so kahl, daß sie wie lebendige Kegelkugeln in den Gassen herumfuhren, sondern er ließ auch den dickblütigen Bauern zu Ader, setzte den zu leichtblütigen Weibern Schröpfköpfe an und riß mit anerkannter Handsamkeit kranke Zähne. Etwa auch gesunde, da er sich

hin und wieder ein bißchen irrte, weil den Leuten ohnedas auf einmal alle Zähne mordio pfiffen, wenn er mit seinem Schlüssel, den er das Operationsinstrument nannte, dran klopfte.

Also hockte sich denn der Heubergbauer, so breit er war, auf das zerschlissene Polster einer krachenden Stabelle und betrachtete mit wenig freundlichen Augen einen mangelhaften Totenschädel, der auf einem alten Kasten stand. Dieser Schädel war sozusagen der Aushängeschild für die Arzneikünste des Baders.

„So", machte der eintretende Barbier, sich mit dem Waschtüchlein, das neben einem Waschbecken lag, flink den Mund wischend, „wir hätten gefüttert. Mit was kann ich Euch nun aufwarten, Mann Gottes? Soll ich Euch rasieren, haarschneiden, aderlassen oder purgieren?" — „Du sollst mir die zwei vorstehenden Schaufelzähne ausreißen." — „Ja", sagte der Bader, „schade ist's nicht drum; sie machen Euren Mund nicht schöner." — „Das brauchst du mir nicht zu sagen, das zeigt mir der Spiegel", brummte der Bauer. — „Tun Euch die Zähne also weh?" Der Alte schaute ihn verdrossen an. „Mir nicht", knurrte er, „aber jemandem anders. Nun mach aber vorwärts, Bartputzer! Ich muß heim, um zu hirten, hab einen weiten Weg."

Der Bader riß die Augen auf vor Verwunderung. „Nicht weh tun sie Euch und Ihr wollt die starken Zähne gleichwohl ziehen lassen? Ja, 's Gockels, ist denn sowas möglich; aus purer Hoffahrt wollt Ihr sie weghaben?" Er blinzelte mit den Augen, und mit der Zunge schnalzend, sagte er, sich seiner Walzzeit im Welschland erinnernd: „Cherchez la femme!" Der Heubergstöffi rückte so auf seiner Stabelle, daß der Bader fürchtete, er fange an Eisenbahn zu fahren in der Rasierstube herum. Und als Stöffi ihn anschnörzte: „Heda, wird's bald oder willst du warten, bis mir die Zähne wirklich weh tun?!" griff er rasch zu seinem vielzackigen Schlüssel. Und weil es ihn wurmte, daß ihn der Bauer Bartputzer genannt, ihn den Chirurgen, den Kannalles des Dorfes, so stocherte und klopfte er ihm „zum Untersuch", wie er sich entschuldigte, erst etwas in den Zähnen herum, bis sie alle Halleluja sangen und bis er sich endlich, auf einem Schemel stehend, dran machte, dem Stöffi seine vortrefflichen zwei vorstehenden Schneidezähne herauszumartern. Der Schmerz dünkte den Bauern unüberstehlich; er hätte brüllen mögen wie eine ganze Viehausstellung. Es war ihm, der Kopf und die Seele würden ihm samt der Wurzel ausgerissen. Er sagte nachher immer, wenn er an diese Qualen dachte, das Kopfabschlagen sei nur ein schmerzloser Aderlaß und ein schneller Zeitvertreib; man solle den Mördern einfach ein paar gesunde Zähne ausziehen und sie laufen lassen; sie seien darnach harmloser als weiße Kaninchen. Ein Ruck, der Stöffi hob den Bader hoch und schmiß ihn an die Wand, daß seine Augen Feuerfunken gaben; aber der Zahn war draußen.

Als ihm jedoch der schwitzende und schimpfende Bader wieder mit dem Folterwerkzeug nahte, um auch den zweiten vorstehenden Zahn zu packen, fuhr der Stöffi fluchend und spuckend auf, schmiß ihm einen Fünfbätzner ins Waschbecken und trollte sich, brummend wie ein schweißender Bär, davon.

Es war stockdunkle Nacht, als der Heubergstöffi nach Studach zurückkam. Geradewegs trampte er auf das Wirtshaus zum Wachholder zu.

Als er eintrat, stand das Holderbeni eben am Schwenkkessel und spülte ein paar Flaschen.

„Da wär ich nun", machte der Alte: „Guten Abend, Beni!"

Das Mädchen drehte sich flink, verwundert, um. „Ja, Ihr seid hier, Stöffi? Der Vater liegt auf dem Laubsack; er ist die Kellerstiege hinuntergekugelt; nun merkt er's im Kreuz. Was soll ich Euch bringen?"

„Schau mich an, Maitli!"

Sie trocknete die Hände an der Schürze ab. „Was soll ich Euch denn anschauen; ich kenne Euch ja schon."

„Schau mir aufs Maulwerk, sag ich!"

Nun wurde sie doch schier neugierig. Sie kehrte sich um und sah ihn an. „Jesus und Maria, seht Ihr aus!" rief sie, hell auflachend, aus. „Euer Mund sieht nun grad aus wie ein Allmeindgatter, in dem ein Stecken fehlt. Ja, was habt Ihr denn gemacht, daß Ihr auf einmal eine so heillose Zahnlucke habt?"

„Das habe ich gemacht", sagte er unwirsch, „wozu du mich getrieben hast; eine Zahnschaufel habe ich mir in Ennetbirgen auszerren lassen. Nun hätte ich aber auch gern den Kuß, den du mir so gut wie versprochen hast."

„Herrgott, Herrgott", stöhnte sie, als sie endlich aus dem Lachen heraus und wieder ein wenig zu Atem kam, „was macht Ihr für Sachen, Stöffi! Das habt Ihr also für heiligen Ernst genommen, was ich nur zum Spaßen gesagt habe. Es tut mir gewiß leid", setzte sie nun, ernsthafter werdend, bei, „daß Ihr mich unrichtig verstanden habt; ich hätte Euch gewiß nicht um Eure Sägeblätter gebracht; aber", jubelte sie wieder, in ein tolles Gelächter ausbrechend, hinaus, „Ihr habt gottlob noch eins."

Der Bauer wurde wild. Er rollte die Augen und krampfte die gewaltigen Fäuste um eine Stabellenlehne.

„Maitli, ich hab getan, wozu du mich lange genug aufgestachelt hast, weil ich dich", er sagte es dumpf, grimmig, „weil ich dich gern habe, weil ich dich heiraten will. Ich tu alles, was du mich tun heißest, aber gerade zum Narren sollst du mich nicht halten. Und nun gib mir einen Kuß!"

Er versuchte, sie zu umhalsen; aber sie entschlüpfte ihm hinter den Tafeltisch und sagte: „Stöffi, ich habe Euch nicht die Zähne ausziehen heißen; ich hab Euch aber ebensowenig im Ernst einen Kuß versprochen. Und", lachte sie auf, „das könnt Ihr nicht verlangen, daß ich Euch schon heute auf Eure Zahnlücke küsse. Es wäre mir ja, als müßte ich also durch einen Lattenzaun in einen Kohlenschopf hineinschlüpfen. Ein andermal vielleicht. Ich muß mich doch zuerst ein bißchen daran gewöhnen."

Ihr Blick fiel auf ein Scheiblein; sie meinte, sie hätte den Heubergjungen davor auf den Scheitern liegen und hineingucken sehen. Sie stellte sich rasch vor den finster vor sich hinblickenden Stöffi und sagte, ihn ein paarmal über die bartstopplige Backe streichelnd: „Macht Euch jetzt lieber heim, Stöffi. Es schickt sich doch fast nicht, daß wir zwei jetzt da so allein zusammen in der Stube sind. Aber sobald der Vater wieder auf den Stelzen steht, sollt Ihr mir willkommen sein, und Gott weiß, was mit uns zweien noch geht; die Heuberghofleute sind mir gewiß recht." — „Ich merkte bis jetzt nicht viel davon", machte er verdrossen; „aber ich will hoffen, du lernest mich noch anders ästimieren; denn", setzte er leidenschaftlich bei, „ich muß dich haben!"

Sie verbiß ein Auflachen, und der Schalk erlosch für einen Moment in ihren Augen. „Stöffi", sagte sie, „mein Vater ist also bettlägerig. Wäret Ihr da nicht so gut und tätet morgen unser elf Vierling dickes Schwein zum Metzger nach Ennetbirgen treiben? Wir haben's ihm zugesagt, und er muß es morgen haben. Es läuft gern, wenn man's zu nehmen weiß."

„Ich, Eure alte Ferkelsau, nach Ennetbirgen?" Er machte ein gar langes, unzufriedenes Gesicht.

„Ja, wenn Ihr nicht wollt", sagte sie gedehnt, von ihm wegsehend, „so will ich Euch gewiß nicht damit versäumen. Ich hab nur so gemeint, weil's pressiert und weil Ihr mir gar so willig getan habt. Es wäre mir ein kleiner Dienst gewesen und ...."

„Ich tu's, ich tu dir alles; ich kann dir nichts ab sein, Beni."

„Nein, Heubergbauer, es ist am End besser, ich suche mir einen andern."

„Also morgen hole ich die Sau", machte er bestimmt. Er ergriff ihre Hand und drückte sie, daß sie aufjauchzte vor Schmerz. „Gut Nacht, Beni, Schatz!" sagte er halblaut und verließ, schweren, polternden Schrittes die Wirtsstube.

Kaum war er im Gang, ließ sie sich, auflachend, auf eine Stabelle fallen. Aber neben dem Uhrgehäuse ging ein Scheiblein zurück; ein strohfarbener Krauskopf zeigte sich. „Komm nur herein, Sepp; er ist heimzu und der Vater ist im Bett."

Jetzt schloff Sepp, der junge Heubergbauer, in die Stube. Das Holderbeni trat rasch zur Lampe und schraubte sie so herab, daß man den schweren Tafeltisch für eine Riesenschildkröte ansehen konnte. „Komm, Schatz", sagte sie leise; „nun will ich aber dir die Zähne zählen."

(Fortsetzung folgt.)

Drei rote Federn — dreifacher Mord.

Ein Reiseabenteuer in Abessinien von V. v. Neuenstein.

Ein befreundeter junger deutscher Ingenieur, Leiter der Vermessungsabteilung bei der abessinischen Grenzabsteckungskommission, wurde vor einigen Monaten aus bisher noch unaufgeklärten Gründen von einer Horde Aissa Somali buchstäblich aufgespießt. Ahnungslos hatte er eines Morgens das Camp verlassen und einer tapferen jungen Frau, die ihm in die Wildnis gefolgt war, noch ein fröhliches „Auf Wiedersehen!" zugerufen. Sie hat ihn nicht wieder gesehen. Nach Berichten seiner zwei Begleiter, zweier Eingeborenen, dem Lenker des Camions, in dem der Ingenieur das Camp verließ, und seinem Helfer, hatte sich das Drama etwa so zugetragen: Auf dem Weg zur Arbeitsstelle mußten sie einen Engpaß passieren, der zwischen hohen Felsengruppen führt. Dort angelangt, fanden sie den Durchgang von mehreren Felsblöcken versperrt. Die beiden Eingeborenen stiegen ab, um das Hindernis zu beseitigen. Da hagelte es plötzlich Steine auf sie herab. Zu ihrem Entsetzen gewahrten sie, daß die Steine von einer Horde von etwa 80—100 Aissa Somalis geschleudert wurden, die in dichten Scharen die Spitzen der Felsen besetzt hielten. Eilends krochen die beiden, sich vorsichtig deckend, unter den Camion, während ihr Herr, schon schwer von den Steinen getroffen, nur mehr die Kraft hatte, einen Schuß aus seinem Revolver abzugeben. Im gleichen Augenblick sausten auch schon zahllose Speere auf ihn herab, sodaß er sofort starb.

Die beiden unverletzt gebliebenen Begleiter schlichen nach einer Weile, als keine Gefahr mehr drohte, unbehelligt davon und brachten der Kommission die furchtbare Botschaft.

Den Grund dieses schauerlichen Geschehens hat man nicht feststellen können. Der überall gern gesehene, auch bei den Eingeborenen beliebte Ingenieur dürfte kaum das Opfer eines Raubüberfalles geworden sein. Er hatte weder Geld noch Wertgegenstände bei sich und sein Jagdgewehr, das anfangs nicht auffindbar war, wurde später in der Nähe der Mordstelle entdeckt. Vielleicht ist seine Erklärung darin zu finden, daß in diesem Jahre außerordentliche Dürre herrschte und durch die neue Grenzabsteckung möglicherweise irgend ein geheimes Wasserloch eines Eingeborenenstammes zum fremden Gebiet geschlagen wurde, wodurch sich die kleine Schar dieser äußerst wilden Völker in ihrem Lebensnerv getroffen fühlte. Wie dem auch sei, der Eindruck, den dieses schauerliche Ereignis hervorgerufen hatte, war in ganz Abessinien ungemein stark. Mehr denn je trachteten nun viele meiner Freunde in AddisAbeba, mich vor den wilden Stämmen (Somalis, Karajos, Dankalis), die in den Wüstensteppen des mittleren Laufes des Aouacheflusses entlang hausen, zu warnen, weil ich ja auf meinen wiederholten Reisen diese Gegenden durchqueren mußte. Noch unter dem Eindrucke des traurigen Ereignisses, dem ein mit uns gut befreundeter junger Mann zum Opfer gefallen war, mußte ich kürzlich wieder eine Reise von unserer im Herzen des Arussilandes gelegenen Kaffeeplantage nach der Hauptstadt Addis Abeba ohne Begleitung meines Mannes unternehmen.

Ich lachte über die immer wiederkehrenden Erzählungen der Ambaren und auch der alteingesessenen Europäer, die behaupteten, bei den obgenannten Völkern herrsche noch immer die Sitte, daß kein Jüngling ein Weib erobern könne, bevor er nicht zum Beweise seines Mutes und seiner Mannbarkeit mit einem Morde aufwarten könne. Als sichtbares Zeichen durfte er dann eine rote Feder im Haar tragen. Man wird demnach verstehen, daß das, was mir auf dieser Reise zustieß, mir doch einen nicht geringen Schrecken einjagte.

Ich war mit meinen ständigen drei Begleitern, darunter ein hünenhafter, mir sehr ergebener Gallaneger, bis an den Aouachefluß gelangt und beschloß, wie immer einige Stunden unter den herrlichen, gigantischen Urwaldriesen, die den Wasserlauf säumen, zu rasten. Ich hatte reichlich Zeit, weil mein Zug von der Station Aouache erst am nächsten Morgen abging. Das dichte Blätterdach bot wundervollen Schutz gegen die sengende Sonnenglut. Während ich es mir bequem mache, steigen meine drei schwarzen Begleiter zum Flußufer hinab, um die Reit- und Tragtiere zu tränken und ihre mitgebrachten Kürbisflaschen zu füllen.

Plötzlich vernehme ich heftigen Wortwechsel, der bald in wüstes Schimpfen und Brüllen übergeht.

Durch das Blätterwerk sehe ich am gegenüberliegenden Ufer eine ganze Horde Karajos aufgeregt hin- und herlaufen und wilde Drohrufe ausstoßen. Kalt läuft es mir über den Rücken! Ich rufe meinen Leuten zu, sofort zu mir zu kommen und frage sie, was der Streit bedeute. Sie belehren mich, die Karajos hielten sich darüber auf, daß meine Leute bewaffnet seien. Meine dummen Kerle hatten nämlich die Gewehre nicht abgelegt, was ich nicht bemerkt hatte. Nur murrend und ungern legten sie, meinem strengen Befehle folgend, ihre Gewehre beiseite.

Eine Weile ist alles still, aber ein Blick auf das andere Ufer belehrt mich, daß der „Feind" keineswegs gewichen ist. Meine Leute haben in der Aufregung ihre Trinkgefässe am Wasser liegen gelassen. Der Durst beginnt sie zu quälen, sie wollen wieder zum Fluß hinunter, aber nicht ohne Waffen. Ich verbiete ihnen dies jedoch. Wieder vergeht eine Zeitspanne — endlich hat doch einer den Mut, sich leise, immer hinter Baumstämmen Deckung suchend, zu den Trinkgefässen zu schleichen. Als er wieder zurückkehrt, zittert er am ganzen Leibe wie Espenlaub.

Bald hören wir Geplätscher.

Eine Gruppe Karajos überquert den Fluß und kommt auf uns zu.

Meine Leute greifen hastig zu den Waffen. —

Angst, fast Entsetzen malt sich auf ihren verzerrten Gesichtszügen.

Ich befehle ihnen streng, die Gewehre liegen zu lassen.

„Herrin, Herrin! Wir sind verloren! Du wirst sehen, jetzt werden sie uns alle umbringen und wir sind wehrlos!"

Stolz schreiten fünf bronzene Gestalten heran. Trotz meines leichten Unbehagens kann ich nicht umhin, diese prächtigen Menschen zu bewundern, die, nur mit einem kleinen Lendentuch bekleidet, ihre wohlgeformten geschmeidigen Glieder unverhüllt dem Auge preisgeben und elastisch, mit federnden Schritten, wie es nur solchen Naturvölkern eigen ist, auf uns zukommen. Rote Federn schmücken ihre üppigwolligen Haarmatratzen. Der Anführer, ein großer, kräftiger Bursche, hat deren drei in seiner Frisur. Also drei Morde! Jetzt lache ich nicht. Jeder der fünf Kerle hat im Riemen, der das Lendentuch trägt, seinen Tschubi (zweischneidiges krummes Messer) stecken. In der Rechten tragen sie die Lanze.

In angemessener Entfernung bleiben die Fünf stehen.